



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 145.

Samstag, 23. Juni.

1928.

(1. Fortsetzung.)

Die Zwillinge.

Roman von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

Als sie eines Abends wieder zusammensaßen, sich gerade das letzte Glas Grog vor dem Schlafengehen brauten, Mitternacht war bereits vorüber, man hatte sich in ein landwirtschaftliches Thema, wie so oft, verbißten, ward die Ruhe dieses Hauses gestört.

Ein Weib trat in ihr Leben!

Gerade rührten sie mit den Löffeln in ihren Gläsern, damit der Zucker sich rascher auflöse, als der Hofhund heftig anknüpfte. Die Köpfe fuhren hoch. Die Zwillinge sahen sich an mit starrem Blick. Das Gut lag an der großen Heerstraße von Magdeburg nach Hamburg. Sicher war man vor Gefindel in diesen Zeitläufen ja nie, bisher waren wohl Bettler gekommen, hatten einen Teller Suppe, einen Topf Kaffee erhalten und ein Stück Brot, aber Schwierigkeiten hatte man nicht gehabt. Mit zwei solchen Riesen, wie die Zwillinge waren, wollten die Brüder von der Landstraße auch lieber nicht anbinden. Obgleich auch sicher nicht alle, die hier vorgeprochen, harmlose Leute gewesen waren. Mit den Knechten und Mägden kamen sie ganz gut aus, im Dorfe waren sie selten, Feinde hatten sie sich nicht gemacht.

„Nanu?“

Sie schlossen die Haustür auf. Ernst hatte sich für alle Fälle den Revolver in die Rocktasche gesteckt. An das verschlossene Hoftor wurde geschlagen mit einem Stöcken, der Hund bellte wie toll. Kalt war es, der Schnee knirschte unter den Füßen. Ein Mann stand an dem Gittertor in einem langen Pelz. Der Hund wurde zur Ruhe verwiesen.

„Etwa dreihundert Meter von hier ist unser Kraftwagen umgestürzt. Ich kam ins Rutschen, die Steuerung versagte. Die Besitzerin hat sich den Knöchel gebrochen! Wir bitten um Aufnahme und Hilfe!“

Kurt lief ins Haus, holte den Schlüssel, die Mäntel und die Stöcke. Sie nahmen den scharfen Hund mit, man konnte nie wissen, ob sich die Dinge auch so verhielten.

Da lag wimmernd ein junges weibliches Wesen in einem dicken Mantel auf einer Pelzdecke im Schnee. Neben ihr stand ihre Jose, trat von einem Bein aufs andere. Die eine Laterne des umgestürzten Wagens brannte noch.

Die Zwillinge machten kurzen Prozeß. Packten die Pelzdecke an, trugen die junge Dame ins Haus. Ein bleiches, feingeschnittenes Gesicht, umrahmt von vollem schwarzem Haar, sah sie aus dunklen Augen an.

„Wie liebenswert Sie sind! ... O, hab' ich Schmerzen!“

Auf dem Gangstuhl lag sie. Starrte nach der Hängelampe, um die noch die Rauchschwaden zogen.

Kurt braute schleunigst einen Grog. Ernst ging, die Mamsell und den ersten Gespännführer zu wecken.

„Feuer im Fremdenzimmer anmachen, das Bett überziehen, Marie! Die Kappen vor den Schlitten spannen, Theiß! Dann Ihre Gäule eingeschirrt, draußen liegt ein umgefallener Kraftwagen! Wir werden den Kasten schon wieder auf die Räder bringen!“

Als Ernst das Wohnzimmer betrat, nippte die junge Dame gerade den Rest des Grog aus. Er sagte:

„Ich hole jetzt den Arzt aus der Kreisstadt! Im Fremdenzimmer wird bereits Feuer gemacht!“

„Bei allem Unglück hab ich noch Glück gehabt! Ich bin Frau Bernstedt aus Hamburg. Komme aus dem Süden! Wollte in dieser Nacht noch die Reise nach Hamburg erzwingen!“

Die Brüder stellten sich mit roten Köpfen vor. In einer Ecke sah die Jose, auch ein Glas Grog in der Hand.

„Selbstverständlich bieten wir Ihnen Gastfreundschaft, machen Sie sich keinerlei Gedanken,“ sagte Kurt. Schellengeläute vor dem Hause.

„In anderthalb Stunden bin ich mit dem Arzt da! Erst aber tragen wir Sie noch hinüber ins Fremdenzimmer!“

Die Jose folgte.

Fünf Minuten später stoben die Kappen in die sternklare, kalte Winternacht ...

Der Arzt war ein Herr Mitte der Vierziger, von dem bekannt war, daß er aus seinem Herzen keine Mördergrube machte. Aber er war tüchtig in seinem Berufe.

„So — Beinbruch! Da will ich das Nötige zusammenpacken! Dort steht der Kognak, feste eingesehen, sonst friert einem ja das Herz im Leibe ein bei der Kälte! ... Zartes Geschöpf sagen Sie? ... Ja, was drückte es sich dann nach Mitternacht noch auf der Landstraße im Automoppel herum? Wahrscheinlich verrücktes Frauenzimmer! Na, werden ja sehen!“

Drei schwere, geöffnete Koffer standen im Fremdenzimmer herum, als der Arzt eintrat. Es roch nach Kohlen und irgendeinem neumodischen Parfüm. In einem hauchfeinen, mit Spizen besetzten Hemd lag die junge Frau in dem breiten Bett. Die Jose kramte Kristallflaschen auf den Waschtisch.

„Rech gehabt, meine Gnädigste? ... Wollen mal sehen! ... Aha, Bruch des Wadenbeins! Daran stirbt man nicht! Braucht nicht mal zu hinken! Einfache Sache, die ich hier auf dem Lande alle Augenblicke in den Fingern habe! Doch sonst gesund?“

„Vollkommen, Herr Doktor!“

„Hoffentlich gibt's keine Erkältung! Aber auch mit der werden wir fertig werden! Haben Dusek gehabt, daß Sie gerade vor dieser Hütte mit den beiden Kavalieren drin, umgeschlagen sind!“ ...

Eine halbe Stunde später saß der Arzt mit den Zwillingen bei einer Neuaufgabe Grog zusammen.

„Ganz harmlose Geschichte! Fragt sich's nur, bleibt die Hamburger Fee hier oder soll sie ins Kreiskrankenhaus geschafft werden und von dort in ihre sicher nicht dürftige Bleibe in der Hansestadt ... Soll ich Telegramm mitnehmen für den glücklichen Herrn Gemahl?“

Kurt Lensing blies den Rauch seiner Zigarre vor sich hin.

„Ist Witwe!“

„Teufel auch — in so jungen Jahren?“

„Kriegstraumung Frühjahr achtzehn, im Juli fiel der Mann. Kinder nicht vorhanden, hat sie mir erzählt!“
„Da hat sie ihre Familienverhältnisse wohl schon im Nachthemd gründlich klargelegt?“

Auf Kurts Stirn zogen sich die Falten zusammen. Er erwiderte unwillig:

„Es ist doch begreiflich! Bringt der Zufall eine völlig Fremde ins Haus, gibt sie Auskunft über sich!“

„War ja nicht böse gemeint, mein lieber Herr Lensing! Wenn ich noch um einen Grog und eine Zigarre für den kalten Heimweg bitten dürfte! Und morgen nachmittag spreche ich wieder vor. Bis dahin wird sich die hübsche, junge und nach der Aufmachung — aber mitunter täuscht die, besonders in diesen Zeiten — reiche Witwe, sich klar sein, ob sie hier das Laufen wieder lernen will, im Kreisfrankenhaus oder in Hamburg! . . . Und nun, guten Morgen, eine Handvoll Schlaf werden Sie auch noch brauchen können!“

III

Am nächsten Morgen flutete durch das ganze Haus ein harter Duft. Wer es betrat, blieb stehen und schnupperte wie ein Jagdhund. . . Den Zwillingen machte es nichts aus, sie schlugen einmal eine Nacht um die Ohren. Zeitig standen sie schon in ihren dicken Flauschjacks in einem Wagenschuppen und musterten den hereingebrachten Kraftwagen, an dem sich der Lenker zu schaffen machte. Der Kotflügel an der rechten Seite war zerbrochen, die eine Laterne und eine Fenster Scheibe waren entzwei, sonst war dem schweren Wagen weiter nichts geschehen. . . Einsilbig standen die beiden dabei, die Hände in den Seitentaschen. Der Lenker ließ den Motor an. Er war vollkommen in Ordnung. Der Mann sagte:

„Das beste wird sein, ich fahre heute noch nach Hamburg, morgen kann der Wagen wieder repariert werden, übermorgen bin ich dann zurück und hole die gnädige Frau!“

Kurt Lensing hob das Kinn vor.

„Auf einen Tag wird es nicht ankommen! Warten Sie bis heute nachmittag, wenn der Arzt dagewesen ist. Mit gebrochenem Bein sich in einen Kraftwagen zu setzen zu langer Fahrt, denn auf Teufel komm raus können Sie doch nicht loslaufen, scheint mir nicht gut möglich. Da fahren wir lieber die gnädige Frau im Schlitten zur Bahn!“ Der Lenker lachte.

„Wir haben nichts zu versäumen!“

Ernst fügte hinzu:

„Uns stört es wirklich nicht, wenn die gnädige Frau hier ihre Heilung abwarten will, ich halte es sogar für besser! Wenn Sie gefragt werden, sagen Sie das!“

Sein Bruder nickte sehr eifrig und drückte die Lippen fest aufeinander.

Dann gingen die Zwillinge ins Haus und zogen sich um. Man sprach nicht darüber, man hielt es für selbstverständlich, daß man den besten Anzug aus dem Schrank nahm.

Die Jose eilte trillernd durchs Haus, nach der Küche. Eine verwöhnte junge Frau stellt doch unheimliche Ansprüche, dachte die Mamsell.

Der Schnee rieselte vom Himmel. Krähschwärme trächten über dem kleinen Park. Die Zeitungen in den Händen, saßen sich die Zwillinge gegenüber und rauchten. Es war jetzt saule Zeit für den Landwirt. Sie sprachen nicht, aber beider Gedanken beschäftigten sich mit der jungen Hamburgerin.

Da klopfte es endlich an die Tür. Die Köpfe fuhren hoch. Sie riesen wie aus einem Munde: „Herein!“

Die Jose trat ein, ein hübsches Mädel, das Spitzenhäubchen auf dem Blondhaar, mit neckisch spitzer Nase. Bestellte einen Grog von der gnädigen Frau und sie würde sich freuen, die Herren sprechen zu können.

Die Zwillinge erhoben sich sofort, zogen sich die Westen glatt und folgten der Jose.

In ihrem mit Spitzen besetzten Seidenhemd lag Frau Wernstedt im Bett, das schwarze Haar lag in biden Zöpfen geflochten um ihren Kopf. Sie hielt den Brüdern die Hand mit einem rührenden Lächeln hin und sagte in leisem, aber köstlich schwingendem Tone:

„Ich danke Ihnen nochmals für die liebenswürdige

Aufnahme. Möchte Ihnen aber keine Minute länger zur Last fallen, als dringend nötig ist! Es fragt sich nur: wie komme ich mit dem geschienten Bein, es soll noch in Gips gelegt werden, von hier fort!“

Der stille Ernst Lensing konnte auf einmal reden wie ein Buch.

„Aber, gnädige Frau, warum wollen Sie Ihre vollständige Heilung nicht bei uns abwarten? Wir sind ja noch nicht lange hier! Haben uns erst im Herbst selbstständig gemacht, für eine verwöhnte junge Dame wird bei uns Junggefallen noch nicht alles vorhanden sein. Aber das kann doch angeschafft werden!“

„Wird es — selbstverständlich“, fiel Kurt Lensing ein und warf sich in die Brust.

Ernst machte eine unwillige Bewegung mit dem Kopfe und fuhr rasch fort:

„Wir haben ja den Arzt noch nicht gebraucht, aber er wird, trotz seiner Grobheit, die ist bei dem Landvolk mitunter angebracht, sehr gelobt! Ich glaube, Sie können in diesem doch wohl noch recht harmlos abgelaufenen Unglücksfall volles Vertrauen zu ihm haben! Mit kräftiger Kost vermögen wir aufzuwarten, mit Hummer und Kaviar freilich nicht!“

(Fortsetzung folgt.)

Ährensang.

Weißt du, was die Ähren singen,
Ehe die silbernen Sensen schwingen
Im Takt der Schritte
In Jahresmitte?

„Wir wurden gesät in die Erde,
Daß aus uns werde

Wogende Halme,

Die leise Psalme

Singen im Winde

Gelinde, gelinde . . .

Und da uns Reifen ward geschenkt,

Haben wir uns in Demut gekent.

Wir stehen bereit im goldenen Licht

Und fürchten den Tod und das Sterben nicht.

Wir sind unsterblich, wie Tier und Baum.

Alles ist Wandel. Alles ist Traum . . .

Leise die goldenen Ähren singen,

Ehe sich silberne Sensen schwingen . . .

Haus Gassen.

Ballonfahrt.

Von Paul H. Schmitz.

Ballonfahrt — schwingendes Schweben zwischen Himmel und Erde, dabei das Primitiv zur Sensation, das Einfache wieder zum Genuß wird.

Die Mittagssonne strahlt auf den prallgefüllten Ballonleib, der in der Luft sittert und vibriert und ungeduldig an der Unterleine zerrt. Das Netzwert schmiegt sich wie eine Fessel um den Kugelleib und trägt den tiefen Gondelkorb. Sandsäcke hängen als Ballast in reicher Fülle um den Gondelrand. . . Die goldene Riesentugel wird mit ihrer Last gewogen, zum letztenmal werden Reiskleine und Instrumente geprüft. Der Führer und ich als Beisitzer klettern hinein in den Korb, dann fällt das Untertau, und der Ballon ist von aller Fessel und Erdschwere befreit. Aber noch verharrt er dickköpfig am Boden. Endlich nimmt ihn ein leichter Aufwind auf seine Schwingen und trägt ihn sanft empor.

Das ist ein köstlich Emporsteigen. Da lugelt kein verräucherter Schwerpunkt durch den Magen und drängt zur Kehle empor — nein — da ist alles reinste Freude, wonnigstes Getragenheit. Wie neugierige Ritten über den Nestrand, so lauern wir über den Gondelrand und winken den dort unten an die Erde Gefesselten nach. Dann treiben wir ab, ohne Steuer, ohne Propellerlärm und Maschinengetöse, höher hinauf, weiter fort in der Richtung des Windes, hinein in die Gesilde heiliger Stille. Nur der Wind summt ganz leise sein Lied um den gelben Leib.

Leicht schaukelt der Gondelkorb im Rhythmus der Vorwärtsbewegung. Immer noch steigt der Ballon empor. Mit tausend Metern fast weist der Höhenmesser die Höhe aus, der Anemometer zeigt die Sekundengeschwindigkeit des treibenden Windes, und der Kompaß zitternd die Richtung der Fahrt.

So treibt man dahin unter dem Blau des Himmels, seltsam, durch den wogenden Luftbrei weißer Kumuluswolken,

darin der Nebel die Kleider und Ballonhülle durchfeuchtet, oder über den Wollen, wie über einem brodelnden Meer . . . bis endlich der Blick wieder frei wird und weit. Eine Tortur ist die Reise im Flugzeug gegen diesen stillen schwebenden Flug über sonntäglicher Erde.

Aber die strahlende Sonne und die wuchtigen weißen Wollen sind heimliche Feinde. Die Sonne saugt das Gas aus der gelben Hülle und raubt dem Ballon die tragende Kraft, und die Feuchtigkeit der Wollen legt sich mit drückender Schwere auf den Kugelleib, um ihn zur Erde niederzuzwingen.

Und langsam, langsam, unmerklich sinkt der Ballon. 900, 850, 800 Meter zeigt der Höhenmesser. Aber noch kämpfen wir um unsere Höhe. Noch hängen die Sandfäcke wohlgefüllt um den Gondellkorb. Und sprühend fliegt der Sand in die Luft hinaus, zerstäubt, nimmt dem Ballon die lastende Schwere — und mit wuchtigem Schwung steigen wir wieder empor. Und immer wieder sprüht der Sand, wenn die Schwere drohend wird und uns hinunterdrücken will.

So treiben wir dahin, werden leichter und leichter . . . Der Nachmittag neigt sich dem Abend zu. Aber schließlich ist der letzte Sandfack entleert. Und nun geht es unrettbar nieder — langsam, aber unerbittlich.

Näher und näher rücken die Bilder der Erde, über die sich schon der Seidenschleier der Dämmerung legt. Wir lugen aus nach einem Landungsplatz. Aber unter uns wogt ein grünes Laubmeer. Tiefer und tiefer sinkt der Ballon. Noch flinksig, noch vierzig, noch dreißig Meter sind wir hoch. Dann dicht über den Kronen mächtiger Buchen. Schon streift die Gondel hier und dort eine kühne Baumspitze, die das Walddach überragt. Bleiben wir in den Ästen hängen . . . ? Nein, das Geschick ist uns gütig, eine Waldlichtung gibt uns Landungsplatz. Ein Zug an der Reiskleine, das letzte Gas entströmt der Hülle . . . Hops, hops, polstert der Korb auf die Erde nieder, und der Ballonleib, nun schwach und fraglos, legt sich neben den Korb zur Erde.

Gelandet . . . Die Fahrt ist zu Ende. Noch eine halbe Stunde, dann kommen Menschen, die uns mit dem Auto auf der Erde verfolgen. Das Spiel in den Lüften ist ausgeträumt. Der Ballon wird geborgen.

Und später fahren wir durch die Nacht der nächsten Stadt zu. Man schließt die Augen, um noch einmal den Flug zu erleben. Den Flug im Ballon, dieses schwingende Schweben zwischen Himmel und Erde, da das Primitive zur Sensation, das Einfache wieder zum reinen Genusse wird.

In Gottes Feueratem.

Von Gustav Halm-Köln.

Steingewordener Rubikenträum, liegt das Araberdorf. Mattgelb, oderbraun und rötlich steigen würfelförmige Häuser aus graugelbem Sande auf, deren Schatten violett und blau sich mit den Dünungen des Bodens zu fern verschimmendem Dunst vermischen. Nirgends eine Grenze zwischen dem zitternden Staubgefitter dieser Erde und dem flirrenden Zwielicht des im ersten Abenddämmer verbrennenden Himmels.

Wiedernd stolpert mein Pferd den Häusern zu. Braunes Menschengewimmel schludt uns auf, und unverschleierte Mädchen singen uns „Marhaba“, Willkommen! Wie schön dies alles, wie einfach, wie unberührt! Eine weisse Hand reicht Datteln und Sirlebröt, beides mir und dem Pferd. Wir sind Gäste des Scheiks, in dünnem Silberhaar, aber schwarzen Blicks steht er unter den Seinen.

„Halte ein!“ geifert eine Stimme. „Du verunreinigst dich an diesem! Er ist ein Giau, ein Christ! Ich speie in seinen Bart!“ Und ein Mensch mit dem Gesicht eines Geiers brängt sich durch die Menge und macht Miene, seine Worte in die Tat umzusetzen. Rässig lasse ich die Reitgerte spielen und sage: „Du wirst mir Rechenschaft für diese Rede geben.“ — „Ich kämpfe nicht mit einem Ungläubigen“, knurrte er zurück. — „Ein Christ schlägt sich nicht“, entgegnete ich ihm, „doch werden wir abrechnen, ehe ich euch verlasse, des sei gewiß.“ „Lah ihn, Sidih“, mischt sich der Scheik ins Gespräch: „Du bist mein Gast. Was dir geschieht, geschieht mir. Tritt ein, du wirst müde sein, durstig und hungrig.“

Eine Stunde danach, als schon der Abend die Welt verschluckt hat, sitzen wir vor rötlich schwelendem Feuer auf dem klagen Dach. Unsere Scheitel überröhrt der sternbestückte Himmel. — „Es ist Allahs Gewand“, sagt der Scheik und hebt die Hand zu den Sternen, „lasse seinen Bispef, stets leitet er dich recht.“ — Ich suche sein Gebot zu erkennen, wie die Sterne von ihm sich führen lassen“, erwidere ich. „So bist du auf dem rechten Wege“, sagt der Scheik. „Allahs Segen über dich in der Nacht.“

Die Nacht ist unruhig. Kamele röhren, Pferde schnauben und stampfen. Fern heult klagen der Schafal. Die Dyäne winkelt.

Rot blüht der Tag herauf. In nebelhaften Wollen hängt die Sonne, wie ein dicker Ball im Netz.

„Wir werden Sturm haben“, sagt der Scheik. Er prüft den Wind, schnalzt mit der Zunge und meint: „Smum, — Allahs Feueratem.“ — nichts sonst, aber welch ein Wort!

Wenig nur später. Ein Klingen und Singen geht durch den Raum, ferne Windwirbel pfeifen und heulen, seine und feinsten Sandkörner heben sich und schweben und bringen jenen zarten Klang hervor, der wie tönendes Glas ist. Unwillkürlich denkt man einer festlichen Tischrunde, in der die Gläser klirren. Aber nun schwillt es auf, als zerspringe hier ein Glas und zerschelle dort eines am Boden, und dann heult und braust es heran, der Himmel verfinstert sich, es ist, wie wenn von unsichtbaren Geisterhänden ein ebenholzscharer Baldachin mitgeführt werde, den Säulen tragen, Säulen, aus Sand gedreht, gewunden wie Korkzieher, Säulen, die nicht stehen, die im Wirbel um sich selber jagen und dem Dorke zu rasen und nun mit ungeheurer Wut aufbrüllend wider die Häuser prallen und Berge von Sand über sie schütten, Lawinen von Sand, die uns heulend bis über die Dächer vergraben.

Längst sind die Tiere in die Häuser gerettet, längst haben die Araber ihre Tücher um die Gesichter gewickelt, indes ich noch hinauschaue in den wilden Aufruhr des Himmels. Orangefarben und blutrot glüht es vom Horizont. Drohend in ihrer Blutfarbe zeichnen sich die Windungen der Sandfäulen von der violett-schwarzen Erde des Sandes ab. Aber dann bricht die Flut von Erde und Feuer über uns herein, auch ich werfe meinen Burnus über und falle aufs Angesicht und spüre die Last und die dumpfe Glut, die sich über mich wälzt und mit tausend Nadelstichen ihre feinsten Körnchen durch die Kleidung treibt und peitscht.

Minuten nur, so ehbt das Heulen und Toben ab, bleischwer liegen noch die Massen über uns, doch, schaukelnden Kaulwürfen gleich, wühlen wir uns darunter hervor und sehen ein schwefeliges Licht am Himmel stehen, indes fern von uns noch die Wirbel rasen mit ihren aufgestellten Säulen und ledenden Feuerzungen, und schon auch hören wir die Stimmen der Tiere wieder, die das Leben begrüßen, und den Ruf der Menschen:

„Lobet Allah, denn vorüber zog der feurige Hauch seines Mundes!“

Wir treten hinaus in die oft fuß-, oft manns hohen Wellen angetriebenen Sandes. Da sehen wir die Leute einem Punkt des Dorfes zuweilen und hören ihr Geschrei: „Abu-Salmans Haus ist eingestürzt! Der Sturm hat es zerlegt und ihn unter dem Sande vergraben! Auch ich eile hinzu, da tritt ein Alter an mich heran und sagt: „Lah, Fremder, es ist dein Feind, den der Smum verschlang. Allah hat abgerechnet.“ „Du irrst“, erwidere ich ihm. „Allah ist die Barmherzigkeit. Erst jetzt beginnt die Stunde der Abrechnung.“ „Habt ihr Schaufeln, Hacken, Spaten?“ Sie tragen ihre einfachen Werkzeuge herzu, und während noch Flugsand aus den wirbelnden Lüften über uns rieselt, ziehen wir Lasten von Erde und zertrümmertem Lehm- und Flechtwerk aus dem formlosen Haufen, der einmal Abu-Salmans Haus gewesen ist. „Was müht ihr euch?“ murren die Leute. „Es war Allahs Wille, daß er sterben sollte. Mag er ruhen.“ Ihnen ist solche Arbeit fremd, und ich habe Not, sie anzu-spornen. Doch aber wurmt es sie, zu sehen, wie mein Spaten schafft, und sie paden wader an. „Wir haben ihn, hier liegt er! ruhen sie schon nach Augenblicken; wir knien nieder und greifen mit den Händen in den Sand und fassen seinen Körper, der wie tot liegt, einer eingebornten Mumie nicht ungleich. Aber da wir ihn heben, sehen wir, daß noch Leben in ihm ist. Er ist ohnmächtig, aber über der Söhlung von Armen und Leib hatte er Raum zu atmen und ist nicht erstarrt. Ich selbst richte ihn auf und trage ihn in das Haus des Scheiks. Wir waschen ihm den Sand aus dem Gesicht, und ich hebe und senke seine Arme. Ich flöße ihm Wasser und Kognat ein, und er niest und blinzelt und redt sich auf und brummt in seinen struppigen Bart: „Richtig, der Smum, der Smum . . .“ und nach einer Pause: „Allah blies mich an, und ich fiel in sein verzehrendes Feuer und ertrank darin.“ — Du — du — Sidih, — du hast mich gerettet?“ Wieder sprachte er. Dann rang er sich die Worte ab: „Und — ich — speie — in deinen Bart?“ „Lah“, sagte ich, „wir haben miteinander abgerechnet.“

„Allah!“ rief der Scheik. „Ist so die Rechnung der Christen? Wahrlich, schweres Gewicht legst du auf die Seele dieses Mannes! Wer hilft es ihm tragen?“ „Der ihm den Sand tragen half“, erwiderte ich. „Du sprichst schöne Worte zu mir vom Sternenhimmel, dem Gewande Gottes. Möge er, wie wir alle, einen Zipfel dieses Gotteskleides fassen, so wird es ihn recht leiten, wie die ewigen Bahnen der Sterne die rechten sind. Gottes Feueratem soll uns nicht umsonst getroffen haben.“

„Ihm sei der Dank!“ sagte einfach der Scheik, und alle knieten nieder, Abu-Salman mitten unter ihnen, und kreuzten die Arme über der Brust und verehrten ihn.

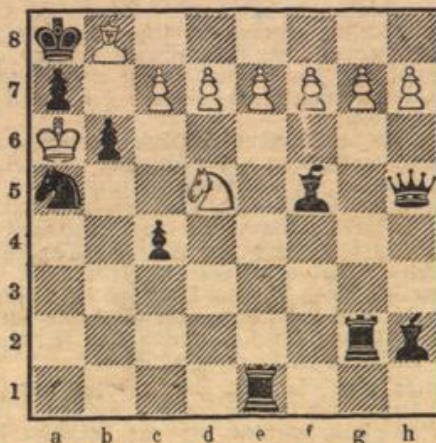


Schach

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 50. H. Weenink und Hartong.

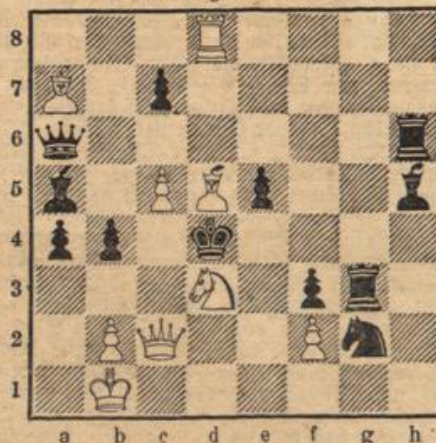
2. Preis im 1. int. Zweizügerturnier des L'Echiquier in Brüssel.



WeiB: Ka6, Lb8, Sd5, Bc7, d7, e7, f7, g7, h7.
Schwarz: Ka8, Dh5, Te1, g2, Lf5, h2, Sa5, Ba7, b6, c4.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 51. L. A. Issaef.

1. Preis im gleichen Turnier.



WeiB: Kb1, Dc2, Td8, La7, d5, Sd3, Bb2, c5, f2.
Schwarz: Kd4, Da6, Tg3, h6, La5, h5, Sg2, Ba4, b4, c7, e5, f3.
Matt in 2 Zügen.

Rubinstein. Die Faktoren, die den Ruf eines Schachmeisters bestimmen, sind verschiedener Art. Ein genaues Abwägen der errungenen Siege allein führt nicht zum Ziel, da noch andere Umstände ihren Einfluß geltend machen; z. B. Alter, Spielart, Auftreten, Bescheidenheit usw. Soviel sei jedoch vorweg gesagt, daß Bescheidenheit das Ansehen auch in der Schachwelt nicht erhöht. Das zeigt sich auch bei Rubinstein. Bescheiden hält er sich im Hintergrund, sendet keine Herausforderungen an die Weltmeister, alles mit dem Ergebnis, daß man über Rubinstein spricht und schreibt, wie über Jemand, dessen Taten im grauen Altertum liegen oder was noch schlimmer ist, er wird totgeschwiegen. Vielleicht hat Rubinstein den Höhepunkt seiner Laufbahn überschritten. Die goldenen Jahre vor dem Kriege, in welchen ihm meist der erste Preis jedes von ihm bestrittenen Turniers zufiel, sind vermutlich vorbei, deshalb aber darf die große Schachgemeinde Rubinstein heute nicht als Quantité négligable betrachten. Er ist noch immer ein sehr gefürchteter Gegner; der beste Beweis seiner Spielstärke sind die Turnierpartien von London und

Moskau gegen Capablanca, die beide innerhalb 20 Zügen zum Remis führten. Ein Zweikampf zwischen ihm und Bogoljubow endete mit $6\frac{1}{2} : 5\frac{1}{2}$ zu seinen Gunsten. Noch haben sämtliche großen Meister allen Respekt vor Rubinstein und keiner von ihnen wird es wagen in einer gleichen Stellung gegen ihn auf Gewinn zu spielen. Verschafft dieser Umstand dem Meister schon ein hohes Ansehen, so sind seine Leistungen auch noch nach dem Kriege derart, daß ihm wenigstens der 6. Platz auf der Liste der Großmeister zuerkannt werden muß. (Aljechin, Capablanca, Lasker, Bogoljubow und Nimzowitsch.) Rubinsteins Spielweise ist vielseitig. Neben Muster-Partien, worin der kleinste Positionsvorteil unerbittlich in Gewinn umgesetzt wird, produzierte er auch manche Partie, die jedem Angriffsspieler zur Ehre gereichen würde. Mit Schönheitspreisen wurde er des öfteren ausgezeichnet, in Teplitz nicht weniger als vier mal. Auch in der Theorie ist Rubinstein zu Hause, tragen doch eine Variante im Damengambit und eine Variante im Vierspringerspiel seinen Namen. Ueberdies ist er der beste Kenner des Turmendspiels. Somit muß man Rubinstein zu einer der ersten Größen des Schachspiels rechnen, der in allen einzelnen Teilen des königlichen Spiels bewandert ist.

Partie Nr. 13. Schönheitspreis des Mährisch-Ostrau-Turniers 1923. Königsgambit

WeiB: Rubinstein; Schwarz: Hromadka.

1. e4—e5, 2. f4—Lc5, 3. Sf3—d6, 4. Sc3—Sf6, 5. Lc4—Sc6, 6. d3—Lg4, 7. h3—L×f3, 8. D×f3—Sd4, 9. Dg3—De7, 10. f×e5—d×e5, 11. Kd1—c6, 12. a4—Tg8, 13. Tf1—h7, 14. Se2—0-0-0, 15. S×d4—L×d4, 16. c3—Lb6, 17. a5—Le7, 18. Le3—Kb8, 19. Kc2—Ka8, 20. Tf3—Sd5, 21. Lg1—Sf4, 22. Df2—Lb8, 23. g3!—S×h3, 24. T×f7—Dd6, 25. Db6!—Td7, 26. Lc5!—T×f7, 27. L×d6—Tf2+, 28. D×f2—S×f2, 29. Lc5, aufgegeben.

Partie Nr. 14. Schönheitspreis des Lodzer Turniers 1907. Gew. Damengambit.

WeiB: Rotlewski; Schwarz: Rubinstein.

1. d4—d5, 2. f3—e6, 3. e3—c5, 4. c4—Sc6, 5. Sc3—Sf6, 6. d×c5—L×c5, 7. a7—a6, 8. b4—Ld6, 9. Lb2—0-0, 10. Dd2—De7, 11. Ld3—d×c4, 12. L×c4—b5, 13. Ld3—Td8, 14. De2—Lb7, 15. 0-0—Se5, 16. S×e5—L×e5, 17. f4—Lc7, 18. e4—Tac8, 19. e5—Lb6+, 20. Kh1—Sg4, 21. Le4—Dh4, 22. g3—T×c3, 23. g×h4—Td2, 24. D×d2—L×e4+, 25. Dg2—Th3, aufgegeben.

Rätsel

Die Brandmalerei über dem Bett.



Der Forscher.

Von Zeiten, die vergangen und vorbei,
Wo wilder Wald das Land noch ganz bedeckte,
Und wo der „Eins“ darin den Wanderer schreckte,
Gibt uns „Zwei-drei“ manch' alte „Eins-zwei-drei“.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 189.

Hieroglyphenrätsel: Die Nacht ist keines Menschen Freund. — Silbenverschieberätsel: Messina, Ceder, Nehrung, Indiana, Elefant, Aluminium, Ebro, Oregon, Erdradius. Schiller: Die Räuber. — Scherzfrage: Ampel.

Richtige Lösungen sandten ein: F. Barnickel, Paul Boné, Martel König, Hermann Sipper, sämtl. aus Wiesbaden; Hilde Häupler, Lieselotte Prückel aus Sonnenberg; Aliu Ochs aus Erbenheim; Otto Prückel aus Hahn i. T.; Emma Flick a. Nassau u. Anna Haus a. Hessen.